

■ YVONNE ROBEL

Pathologisch faul?

Das Nichtstun der »Massen« von 1890 bis in die 1930er Jahre

»Man kann es sonderbar finden, in einem Leben, in welchem Hast und Arbeitsunruhe die Signatur der Zeit sind, Überarbeitung und Erschöpfung die moderne Krankheit der Nervosität erzeugt haben, und einem rücksichtslosen Wettlauf gesetzlich Schranken gezogen werden müssen, nach Erscheinungen der Faulheit suchen zu wollen.«¹ Diesen Befund präsentierte der Pädagoge Carl Andreae in seinem breit rezipierten »psychologischen Versuch« über die Faulheit aus dem Jahr 1896. So sonderbar war es zu dieser Zeit jedoch gar nicht, sich mit Faulheit, Müßiggang oder ähnlichen Phänomenen des Nichtstuns zu befassen. Denn vor allem Arbeitsscheu, aber auch Faulheit wurden um die Jahrhundertwende verstärkt als *soziale* Probleme betrachtet. Damit erhielten sie ein besonderes Gewicht. Carl Andreae sah den »psychologischen Kern der sozialen Frage« gar darin begründet, dass »das rechte innere Verhältnis zur Arbeit mehr und mehr verloren« gehe und damit Faulheit zum gesellschaftlichen Ideal gerate.² Mit diesem Gegenwartsbefund, der zugleich eine düstere Zukunftsprognose wagte, schrieb er dem Thema eine übergreifende gesellschaftspolitische Bedeutung zu.

Aufmerksamkeit hatten Faule oder Müßiggänger schon vor 1890 erfahren. Reiche, gelangweilte Nichtstuer ebenso wie Taugenichtse, die sich der bürgerlichen Erwerbsarbeit verweigerten, waren seit dem 18. Jahrhundert beliebte literarisch verarbeitete Figuren gewesen.³ Besonderes Interesse hatte hierbei die müßiggehende Aristokratie geweckt. Seit Ende des 19. Jahrhunderts jedoch wurde über literarische Verarbeitungen hinaus – in pädagogischen, juristischen, psychiatrischen und sozialpolitischen Kreisen sowie Fachzeitschriften – zunehmend über das Nichtstun der »breiten Massen« diskutiert. Damit gerieten Faulheit, Arbeitsscheu und Müßiggang zu einem gesamtgesellschaftlichen Problem. Den Kontext hierfür bildeten die fortschreitende Industrialisierung, die zunehmende Problematisierung der vor allem in den Städten sichtbaren Armutspänomene, die »Entdeckung« von Arbeitslosigkeit als kollektivem Risiko,⁴ die Entstehung sozialstaatlicher Strukturen und Leistungen sowie die wachsende Aufmerksamkeit für durch Arbeitszeitverkürzungen frei werdende Zeit.⁵ Do-

57

1 Carl Andreae, Über die Faulheit. Ein psychologischer Versuch, in: Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften, Heft 76, Langensalza 1904, 2. Aufl., S. 34. Zuerst erschien der Beitrag 1896 in fünf Teilen in den *Deutschen Blättern für Erziehenden Unterricht*, dann 1896 in der ersten Auflage als Buch.

2 Ebd., S. 35.

3 Leonhard Fuest, Poetik des Nicht(s)tuns. Verweigerungsstrategien in der Literatur seit 1800, München 2008; Mirko Gemmel/Claudia Löschner (Hg.), Ökonomie des Glücks. Muße, Müßiggang und Faulheit in der Literatur, Berlin 2014; Claudia Lillge/Thorsten Unger/Björn Weyand (Hg.), Arbeit und Müßiggang in der Romantik, Paderborn 2017.

4 Bénédicte Zimmermann, Arbeitslosigkeit in Deutschland. Zur Entstehung einer sozialen Kategorie, Frankfurt a. M. 2006.

5 Jürgen Reulecke, »Veredelung der Volkserholung« und »edle Geselligkeit«. Sozialreformerische Bestrebungen zur Gestaltung der arbeitsfreien Zeit im Kaiserreich, in: Gerhard Huck (Hg.), Sozi-

minant war hierbei eine weitreichende Pejorisation von Nichtarbeit, Nichtstun und Müßiggang vor dem Hintergrund eines äußerst wirksamen bürgerlichen Arbeitsethos.⁶ Darüber hinaus strebten Pädagogen, Sozialexperten und Politiker, aber auch Journalisten⁷ intensiv nach Erklärungen und Handhabungen, als sie sich seit Ende des 19. Jahrhunderts mit jenem Nichtstun der »Massen« auseinandersetzten. Die an den Diskussionen beteiligten Akteure bedienten sich dabei vermehrt psychologischer und medizinischer Erklärungsmuster. Abweichendes unproduktives Verhalten wurde nicht zuletzt mit Gesundheitsnarrativen problematisiert. Gleichwohl konkurrierten derartige pathologisierende Deutungen stets mit anderen und waren bei weitem nicht so konsistent, wie vermutet werden könnte.

In diesem Beitrag soll jenen Widersprüchen für das Deutsche Kaiserreich und die Weimarer Republik nachgegangen werden, indem ich erstens skizziere, in welchen Kontexten Phänomene des Nichtstuns überhaupt zur Sprache kamen und wer über sie sprach. Davon ausgehend frage ich zweitens, wie Phänomene der unproduktiven Faulheit, des gemeinschädigenden Müßigganges bzw. der Arbeitsscheu als Krankheit verhandelt wurden und wer einer solchen Sicht explizit widersprach. Hierbei lässt sich der in der Forschung oftmals recht allgemein verwendete Begriff der Pathologisierung ausdifferenzieren. Zudem ist für die Zeit von 1890 bis in die 1930er Jahre ein zaghafter Wandel von pathologisierenden hin zu willenstheoretischen Deutungen auszumachen. Sie gingen mit unterschiedlichen Vorstellungen hinsichtlich kollektiver versus individueller sowie körperlicher Dispositionen der Betroffenen einher. Im dritten Schritt schließlich zeige ich, welche Ideen über die Heilbarkeit abweichenden Verhaltens oder die praktische Behandlung von Faulheit oder Müßiggang daraus erwachsen. Deutlich wird hierbei, dass Ideen der Pathologisierung und Praktiken der Disziplinierung (etwa Arbeitszwang) nicht zwangsläufig Hand in Hand gingen. Dieser Befund wirft letztlich die Frage auf, welche Rolle die seit Ende des 19. Jahrhunderts zu beobachtenden Pathologisierungen von Faulheit für die zunehmend radikalisierte Verfolgung sogenannter Arbeitsscheuer und Asozialer im Nationalsozialismus einnahmen. Ziel dieses Beitrags ist es folglich auch, an einem ausgewählten Thema jene Thesen kritisch zu hinterfragen, die von einer recht geradlinigen, auf den Nationalsozialismus zulaufenden Entwicklung biopolitischen Wissens und disziplinierender Praktiken ausgehen.⁸

algeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland, 2. Aufl., Wuppertal 1982, S. 141–160. Zur städtischen Vergnügungskultur und zu damit einhergehenden – sozial gerahmten – Auseinandersetzungen über freie Zeit und die Gestaltung von Freizeit siehe: Kaspar Maase, Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970, Frankfurt a. M. 1997.

- 6 Diese Pejorisation lässt sich historisch zurückverfolgen und gewann spätestens mit der frühneuzeitlichen Neubewertung und Aufwertung von Arbeit an verstärkter Bedeutung. Als ein Beispiel einer Ideengeschichte der Arbeit vgl. etwa: Michael Aßländer, Von der vita activa zur industriellen Wertschöpfung. Eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte menschlicher Arbeit, Marburg 2005. Dass sich seit Ende des 18. Jahrhunderts die Pejorisation des Müßiggangs auch auf die Wahrnehmung der Aristokratie auswirkte, zeigt u. a.: Martina Kessel, Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2001.
- 7 In den verwendeten Quellen kommen Frauen nicht zu Wort, so dass ich bei der Benennung derjenigen Akteure, die über Faulheit und Nichtstun diskutierten und publizierten, ausschließlich auf die männliche Form zurückgreife.
- 8 Aus einer kritischen Perspektive hierzu: Edward Ross Dickinson, Biopolitics, Fascism, Democracy: Some Reflections on Our Discourse About »Modernity«, in: Central European History 37 (2004) 1, S. 1–48.

Das Interesse am Nichtstun

Fragt man nach der Beschäftigung mit Phänomenen des Nichtstuns, stößt man schnell auf begriffliche Probleme. Ein Blick in Lexika des frühen 20. Jahrhunderts verdeutlicht ein kaum zu entwirrendes Durcheinander. Immer wieder wurden die Begriffe Faulheit, Arbeitsscheu und Müßiggang darin synonym verwendet.⁹ Dieses Durcheinander verweist zunächst einmal auf die Verwobenheit verschiedener Diskussions- bzw. Themenfelder.

Dementsprechend weckten Phänomene des Nichtstuns das Interesse ganz unterschiedlicher Akteure: Der Ideenkomplex der Arbeitsscheu spielte spätestens seit den 1890er Jahren nicht nur unter Armenpflegern oder Fürsorgern, sondern ebenso bei Politikern, Juristen, Wissenschaftlern oder Journalisten eine zentrale Rolle. Er prägte sowohl die Beschäftigung mit Bettlern und Vagabunden¹⁰ als auch die mit Trunksucht, Sittlichkeit und Verwahrlosung – allesamt Themenfelder, die um die Jahrhundertwende als besonders virulent galten. Der *Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit*, in dem sich Praktiker aus der kommunalen Armenpflege, Politiker und Wissenschaftler mit Fürsorgefragen befassten, griff in seinen Diskussionen nicht nur die Frage der Angemessenheit von Arbeitszwang immer wieder auf. Der Verein erörterte wiederholt auch die Frage nach den Ursachen für Arbeitsscheu oder Faulheit. Die einen sahen sie in den sozialen Veränderungen und Herausforderungen der Zeit, z. B. in einer allgemeinen Beschleunigung begründet, andere führten sie auf Trunksucht, fehlendes Pflichtgefühl, Ruhe- oder Gleichgewichtslosigkeit zurück.¹¹

Sowohl Arbeitsscheu als auch Müßiggang wurden im Zusammenhang mit staatlichen Unterstützungsleistungen seit 1871 im Deutschen Strafgesetzbuch als strafrechtliche Delikte geführt. Müßiggang war dann strafbar, wenn er dazu führte, Unterhaltsverpflichtungen nicht mehr nachkommen zu können bzw. fremde Hilfe von Behörden zur Lebenssicherung in Anspruch nehmen zu müssen. Bestraft wurde auch, wer sich als Empfänger von Unterstützungsleistungen »aus Arbeitsscheu« weigerte »die ihm von der Behörde angewiesene, seinen Kräften angemessene Arbeit zu verrichten.«¹² Für die im Gesetz vorgesehene Haft stand die Institution des Arbeitshauses zur Verfügung, das der Läuterung und Besserung sowie der Abschreckung¹³ dienen sollte. Obgleich die strafrechtlichen Bestimmungen laut dem Histo-

- 9 Siehe beispielsweise Gustav Siegert, Faulheit (Arbeitsscheu), in: Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, Langensalza 1904, S. 786 sowie den Eintrag Müßiggang (Arbeitsscheu), in: Meyers Lexikon, Bd. 8, 4. Aufl., Leipzig 1928, S. 911.
- 10 Zur Konstruktion des Vagabundentums als Problem nationaler Tragweite siehe Beate Althammer, Vagabunden. Eine Geschichte von Armut, Bettel und Mobilität im Zeitalter der Industrialisierung (1815–1933), Essen 2017, v. a. S. 188–206.
- 11 Deutscher Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit (Hg.), Zwangsmaßnahmen gegen nährpflichtige Angehörige, in: Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Heft 36, Leipzig 1898; Schreiben Stadtbremische Armenverwaltung Bremen an Lohse, 26.5.1909, Staatsarchiv Hamburg, 351-II_145; siehe auch: Die Sonntags-Entheiligung eine Quelle des Vagabundentums, in: Arbeiter-Kolonie. Correspondenzblatt für die Interessen der deutschen Arbeiterkolonien und Natural-Verpflegungs-Stationen, hg. vom Central-Vorstand deutscher Arbeiterkolonien (1885) 7, S. 199–204.
- 12 Gleiches galt, wie in §361 RStGB ebenfalls festgelegt, für Landstreicherei, Bettelei oder Zuwiderhandlung gegen die Sittlichkeit.
- 13 Bei Robert von Hippel, Zur Vagabundenfrage, Berlin 1902, S. 31, heißt es beispielsweise: »Gerade in ihrer Anwendung auf arbeitsscheue, müßiggangende Elemente wirkt diese korrektive Nachhaft in hohem Masse abschreckend.« Zur abschreckenden Intention vgl. auch Wolfgang Ayaß, Das

riker und Sozialpädagogen Wolfgang Ayaß in der Praxis völlig versagten, d. h. kaum Menschen auf dieser Grundlage in Arbeitshäuser eingewiesen wurden,¹⁴ folgte daraus doch, dass Juristen als Experten für Müßiggang, Faulheit und Arbeitsscheu wahrgenommen wurden. Als Autorität galt allen voran der Strafrechtler Robert von Hippel, der in seinen Schriften nicht nur Arbeitsscheue mit Müßiggängern gleichsetzte, sondern auch für die konsequente Arbeitshausstrafe für »Bummler«, »Schmarotzer und Störer des Rechtsfriedens« plädierte.¹⁵ Sein Name findet sich wiederholt in oben genannten Lexikoneinträgen. Auch der *Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit* wies immer wieder auf Hippel als Experten hin, um seine Forderungen nach einem verschärften Arbeitszwang für Arbeitsscheue zu untermauern.

An der Diskussion über die Auslegung des Strafparagrafen (§361 RStGB) beteiligten sich ansonsten vor allem Praktiker, die in der Fürsorge, in Wohlfahrts- und Arbeitsämtern und Disziplinaranstalten beschäftigt waren. Schließlich war »das Nichtsthun«, wie ein Zeitgenosse konstatierte, »nicht an und für sich strafbar, sondern nur dann, wenn es mit Armut verbunden ist«.¹⁶ Das Wissen über Arbeitsscheu und Faulheit wanderte jedoch nicht einseitig von der Wissenschaft in die Praxis. In diesem Sinne ist wiederholt das von Lutz Raphael geprägte Schlagwort der »Verwissenschaftlichung des Sozialen«¹⁷ verwendet worden. Vielmehr handelten Wissenschaftler und Praktiker verschiedener Bereiche miteinander aus, wie Phänomene des Nichtstuns zu erklären und wie ihnen zu begegnen sei. Insbesondere Strafjustiz und Armenpflege stritten dabei immer wieder über konkurrierende Zuständigkeiten.¹⁸ Einig waren sich die meisten Akteure jedoch darüber, Faulheit oder Arbeitsscheu nicht als die Regel oder gar als anthropologische Konstante einzuordnen,¹⁹ sondern als gesellschaftliche Abweichung, auf die es zu reagieren galt. Parallel gab es zwar durchaus auch Theorien, dass dem Menschen und dem menschlichen Körper der Hang zum Untätigsein gleichsam eingeschrieben sei. Dieser Gedanke erwies sich unter anderem als anschlussfähig für koloniale

Arbeitshaus Breitenau. Bettler, Landstreicher, Prostituierte, Zuhälter und Fürsorgeempfänger in der Korrektions- und Landarmenanstalt Breitenau (1874–1949), Kassel 1992, S. 28.

14 Ayaß, Breitenau, S. 62f.

15 Robert von Hippel, Die strafrechtliche Bekämpfung von Bettel, Landstreicherei und Arbeitsscheu. Eine Darstellung des heutigen Deutschen Rechtszustandes nebst Reformvorschlägen, Berlin 1895; ders., Vagabundenfrage.

16 Ernst Hirschberg, in: Deutscher Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit (Hg.), Zwangsmaßregeln gegen nährpflichtige Angehörige, in: Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Heft 36, Leipzig 1898, S. 28.

17 Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996) 2, S. 165–193.

18 Vor diesem Hintergrund ist z. B. auch der Versuch von Otto Lohse zu verstehen, in Hamburg eine über die Armenpflege organisierte Behörde für Arbeitsscheue und säumige Nährpflichtige einzusetzen. Vgl. Deutscher Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit (Hg.), Zwangsmaßregeln gegen Arbeitsscheue und gegen säumige Nährpflichtige, in: Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Heft 88, Leipzig 1909.

19 Hermann Stursberg, Die Vagabundenfrage, Düsseldorf 1882, S. 27, etwa spricht von einer »eingewurzelten Neigung zum ungebundenen genußreichen Leben«. Auch der Psychologe Julius Wagner-Jauregg, Die Arbeitsscheu, in: Archiv für Kriminologie 74 (1921) 1, S. 104–119, hier S. 104, konstatiert, dass der Zustand des Nicht-Arbeitens und der Arbeitsunlust »der natürliche, ursprüngliche, angeborene« sei.

Phantasien über eine grundlegende »Trägheit der primitiven Völker«²⁰ bzw. Arbeitsscheu »bei Naturvölkern«.²¹ Gleichwohl ist nicht davon auszugehen, dass Gegner der Faulheit durchgehend argumentierten, »dass der Mensch *von Natur aus* faul sei«.²² Ohnehin: Die einen wie die anderen zogen aus ihren Überlegungen den Schluss, dass es gesellschaftlich notwendig sei, Arbeitslust zu wecken oder zur Arbeit hinzuführen.

Zu den Experten für Phänomene des Nichtstuns, die diese Einschätzung teilten, zählten Pädagogen wie der eingangs zitierte Carl Andreae, der sich aus seiner Lehrtätigkeit heraus unter anderem der Faulheit und Trägheit von Kindern und Jugendlichen zuwandte.²³ Sowohl Faulheit als auch Arbeitsscheu hatten nicht ohne Grund das Interesse von Pädagogen geweckt.²⁴ Bereits die Institution des Arbeitshauses war ja mit der Idee der Besserung und Erziehung (durch Arbeit und zur Arbeit) verbunden. Erziehung als solche war zudem vor allem Erziehung zur Leistungsfähigkeit und Funktionstüchtigkeit in einer auf das bürgerliche Arbeitsethos fokussierten Gesellschaft. Schon 1843 hielt ein pädagogisches Nachschlagewerk entsprechend fest, dass Faulheit »in jedem Falle [ein] Fehler der Erziehung« sei, und empfahl als Heilmittel: »Man gebe dem Faulen nicht eher seine Nahrung, bis er fleißig gewesen ist, oder man gebe ihm weniger Nahrung. [...] Dabei muntere man durch Wort und Beispiel zur Thätigkeit auf, verschaffe ihm so das Gefühl der wachsenden Kraft und weise auch auf die sonstigen Früchte der Arbeit hin [...]«.²⁵ Während sich hier eins zu eins die für eine Faulheitsgeschichte oft zitierte paulinische Formel »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen«²⁶ widerspiegelt, versuchte man in pädagogischen Kreisen um die Jahrhundertwende, stärker nach verschiedenen Möglichkeiten für Ursachen und Behandlungen zu fragen. Dabei fanden auch Ermüdungsdiskurse Anklang, so dass der menschliche Körper und seine Leistungsfähigkeit in den Blick gerieten.

Neben Strafrechtlern, Praktikern und Pädagogen forschten und veröffentlichten nicht zuletzt Mediziner, Psychologen und Psychiater zum Thema Faulheit. Sie hatten sich insbesondere im Kontext der europäischen Arbeitswissenschaft seit der Jahrhundertwende verstärkt der

- 20 Béla Révész, Zur Psychologie der Moral Insanity, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 108 (1927) 1, S. 178–217, hier S. 195. Der Mediziner verwies hiervon ausgehend auf eine angeborene Trägheit, die die gesamte Menschheitsgeschichte geprägt habe und nur durch Selbstüberwindung und Erkenntnis »besser situierter Völker« (S. 197) überwunden worden sei.
- 21 Vgl. auch Andreae, Über die Faulheit, S. 8. Zum Wechselverhältnis zwischen der Behandlung sogenannter Arbeitsscheuer im Deutschen Reich und kolonialen Vorstellungen über die Zivilisierung von »Eingeborenen« (u. a. durch Arbeit) siehe Sebastian Conrad, »Eingeborenenpolitik« in Kolonie und Metropole. »Erziehung zur Arbeit« in Ostafrika und Ostwestfalen, in: ders./Jürgen Osterhammel, Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914, Göttingen 2004, S. 107–128.
- 22 Dies konstatiert (mit Verweis auf Sombart) Rudolf Helmstetter, Austreibung der Faulheit, Regulierung des Müßiggangs. Arbeit und Freizeit seit der Industrialisierung, in: Ulrich Bröckling/Eva Horn (Hg.), Anthropologie der Arbeit, Tübingen 2002, S. 259–279, hier S. 270 [Herv. i. O.].
- 23 Andreae arbeitete als Lehrer, leitete später höhere Bildungsanstalten und lehrte an der Münchner Universität Pädagogik. Vgl. Kessel, Langeweile, S. 289, Fn. 150.
- 24 Vgl. etwa den Eintrag Arbeitslust und Arbeitsscheue in: M. C. Münch, Universal-Lexicon der Erziehungs- und Unterrichts-Lehre für ältere und jüngere christliche Volksschullehrer, Augsburg 1840, S. 40f., sowie den Eintrag Arbeit, arbeitslustig, arbeitsscheu in: Hermann Rolfus/Adolph Pfister, Real-Encyclopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Principien, Bd. 1, Mainz 1863, S. 104f.
- 25 Faulheit, in: Pädagogische Real-Encyclopädie, Bd. 1, Grimma 1843, S. 647–649, hier S. 647f.
- 26 Vgl. etwa Hans-Albert Wulf, Faul! Der lange Marsch in die kapitalistische Arbeitsgesellschaft, Norderstedt 2016, S. 39.

Physiologie und Psychologie der menschlichen Arbeitskraft zugewandt,²⁷ so dass für einige von ihnen die Beschäftigung mit der Kehrseite von Arbeit auf der Hand lag. Ähnlich wie in pädagogischen Kreisen gerieten dabei neben nicht-arbeitenden Männern, denen Strafrechtler wie Praktiker ihre besondere Aufmerksamkeit widmeten,²⁸ auch faule Jugendliche und Kinder in den Blick. Trotz dieses wachsenden Interesses ist jedoch nicht festzustellen, dass die Themen Faulheit und Arbeitsscheu von strafrechtlichen und fürsorglichen Zuständigkeiten zunehmend in die Aufgabenbereiche von Medizinern, Psychologen oder Psychiatern gewandert wären. Mit anderen Worten: Blickt man lediglich auf die Professionen der beteiligten Akteure, lässt sich nicht ablesen, dass eine ehemals sozial gedeutete Problematik sukzessive zum Gegenstand medizinischer Erforschung und Behandlung geriet. Nichtstun galt vielmehr als gesellschaftlich relevantes Problem, an dessen Aushandlung und Lösung sich verschiedene Akteure zugleich versuchten.

Somit ist auf der *inhaltlichen* Ebene danach zu fragen, inwiefern das unter verschiedenen Begrifflichkeiten als abweichendes Verhalten klassifizierte Nichtstun als Krankheit verhandelt wurde. Wie wurde Faulheit oder Arbeitsscheu als Krankheit kenntlich gemacht? Welche Reaktionen rief das hervor? Und lassen sich hinsichtlich pathologisierender Deutungen und deren Stellenwert von 1890 bis 1930 Veränderungen ausmachen?

Faulheit als Zivilisationskrankheit

Insbesondere der Begriff der Arbeitsscheu legt auf den ersten Blick die Annahme einer irgendwie gearteten individuellen Disposition nahe. Umso erstaunlicher mag es somit erscheinen, dass in den Auseinandersetzungen über die Ursachen von und den Umgang mit sogenannten Arbeitsscheuen bei genauerem Hinsehen zunächst vor allem sozialpolitische Argumente im Vordergrund standen. In strafrechtlichen und sozialpädagogischen Publikationen wurde Arbeitsscheu oftmals auf längere Arbeitslosigkeit, fehlende Unterstützung oder fälschliches Almosengeben zurückgeführt.²⁹ Pathologisierungen lagen dabei zunächst nicht automatisch auf der Hand. Der menschliche Körper rückte nicht zwangsläufig in den Blick.

Dennoch lassen sich immer wieder diffuse Hinweise finden, die durchaus anschlussfähig für Krankheitsdiskurse waren. Den Hintergrund hierfür bildete die wachsende Bedeutung von sozialmedizinischen und sozialhygienischen Ansätzen, die nach den vielfältigen Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Bedingungen und Gesundheitsrisiken fragten. Überlegungen zu den Ursachen von Arbeitsscheu stellte 1906 beispielsweise der Journalist Friedrich Adolf Esche³⁰ an. Mit seinem Versuch, das Vorurteil zu entkräften, dass Wanderarme per

27 Anson Rabinbach, *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*, Wien 2001, S. 211–239.

28 Dies wirft freilich Fragen nach geschlechterspezifischen Dimensionen in der Wahrnehmung von Faulheit und Müßiggang auf. Dass das »Problem« der Arbeitsscheu vor allem als ein männliches diskutiert wurde, lässt sich vermutlich damit erklären, dass der (öffentliche) Bereich der Arbeit zu dieser Zeit (im Sinne des Ernährergedankens) eindeutig männlich definiert wurde. Abweichendes Verhalten von Frauen wurde, entsprechend ihrer Zuordnung zum häuslichen Bereich, eher unter dem Begriff der »Liederlichkeit« verhandelt.

29 Siehe etwa Hippel, *Die strafrechtliche Bekämpfung*; Max Greve, *Der Kampf gegen Bettel, Landstreicherei und Arbeitsscheu*, Düsseldorf 1905; Hugo Herz, *Arbeitsscheu und Recht auf Arbeit. Kritische Beiträge zur österreichischen Straf- und Sozialgesetzgebung*, Leipzig/Wien 1902.

30 Friedrich Adolf Esche, *Sind unsere Wanderarmen arbeitsscheu?* in: *Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik*, Nr. 60, Leipzig 1906. Esche (1869–1935)

se arbeitsscheu seien, war er einer von denen, die den täglich harten Überlebenskampf der Armen betonten und deswegen eine strikte Unterscheidung zwischen unterstützungswürdigen, arbeitswilligen Wanderern und arbeitsscheuen Landstreichern forderten. Auf eigene investigative Erfahrungen als zeitweiser Wanderer zurückgreifend, konstatierte Esche, dass »[i]n der ewigen ziel- und planlosen Wanderei [...] der sittliche Kern des Menschen ruiniert [würde]«, dass jedoch zu unterscheiden sei, »ob angeborene oder erworbene Defekte ihn [den Arbeitsscheuen, Y.R.] zu dem machen, der er ist.«³¹ Arbeitsscheu wird hierbei zunächst als Folge struktureller Voraussetzungen gedeutet und nicht als Anlage schlechthin. Dennoch beinhalten Esches Überlegungen zugleich pathologisierende Anklänge, wenn er es als eine Möglichkeit in Erwägung zieht, dass angeborene – also in den Körper eingeschriebene – Defekte für Arbeitsscheu verantwortlich sein können.

Pathologisierungen von Arbeitsscheu und Faulheit finden sich in den Quellen jedoch auch weitaus expliziter – und zwar in verschiedenen Varianten. Zum einen wurde Faulheit direkt als Krankheit betitelt. So erklärte der bereits erwähnte Carl Andreae, dass Gesundheit an Tätigkeit gebunden sei.³² Faulheit hingegen verstand er als Willenskrankheit. Entsprechend schrieb er unter anderem: »Mag die Faulheit noch so maskiert auftreten, immer verbirgt sich hinter ihren vielgestaltigen Erscheinungen ein gewisses Maß von Willensschwäche [...].« Zudem konstatierte er, dass »neben die wohl bekannte Neurasthenie [...] eine viel gefährlichere Form [von Krankheit trete] – die Bulasthenie.«³³ Damit gab er der Faulheit als Krankheit einen Namen. Verschiedene Erscheinungsformen, wie Blasiertheit, Bummelei, Stromertum, betrachtete Andreae als Ausdruck einer wachsenden und zunehmend bedrohlichen »Kultur der Faulheit«, die durch das Schulsystem und das Elternhaus »förmlich gezüchtet« werde³⁴ und »ansteckend« sei.³⁵ Indem der Pädagoge an anderer Stelle auch von einem »Infektionsprozess«³⁶ spricht, scheint hier – neben der direkten Betitelung als Krankheit – eine weitere Form der Pathologisierung auf, nämlich Metaphern, die auf biologische Prozesse oder Ideen der Krankheitsübertragung rekurrieren. Damit galt Faulheit nicht als individuelles, sondern potenziell kollektives Phänomen. Eine dritte Form der Pathologisierung verbirgt sich hinter Andreaes Verweis auf die Neurasthenie – ein Begriff, der sich zu dieser Zeit in Deutschland großer Bekanntheit erfreute. Er bezeichnete ein Sammelsurium an Erschöpfungssymptomen, die mehrheitlich auf moderne Lebensumstände zurückgeführt wurden.³⁷ Im deutschen Kontext fungierte Neurasthenie zum einen als Beschreibung oder Selbstbeschreibung der bürgerlichen Ober- und Mittelschicht, galt aber – kulturpessimistisch aufgeladen – zugleich

63

veröffentlichte – u. a. unter dem Pseudonym Adolph Friedrich Ziesche – wiederholt Berichte von der Landstraße, die auf eigenem Erleben und Beobachten beruhen sollten. Mit diesem Beitrag positionierte er sich in den zeitgenössisch breiten Debatten über die Bettelei und das Almosengeben, über Arbeitsnachweise und über Vor- und Nachteile von Wanderherbergen versus Arbeiterkolonien. Siehe dazu auch den Beitrag von Britta-Marie Schenk in diesem Heft.

31 Esche, Sind unsere Wanderarmen arbeitsscheu?, S. 6

32 Andreae, Über die Faulheit, S. 6.

33 Ebd., S. 36.

34 Zitate ebd., S. 18 und 24.

35 Carl Andreae, Trägheit, in: Wilhelm Rein (Hg.), Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, Bd. 9, 2. Aufl., Langensalza 1909, S. 209–214, hier S. 210.

36 Andreae, Über die Faulheit, S. 40.

37 Joachim Radkau, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München/Wien 1998; Patrick Kury, Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout, Frankfurt a. M. 2012, S. 37–54.

(schicht-)übergreifend als omnipräsente und bedrohliche Zivilisationskrankheit. Oftmals wurde sie als Willens- oder Nervenschwäche eingeordnet, »die in pathologischer Weise die Tätigkeit hemmte.«³⁸ An dieses Wissen um die Neurasthenie konnte Andreae bei seiner Deutung der Faulheit als Willenskrankheit anknüpfen, zumal Auseinandersetzungen über Faulenzer, Arbeitsunlust und eine grundsätzliche Neigung zum Nichtstun bereits Teil des Neurastheniediskurses waren.³⁹ Mit der »Entdeckung« der Bulasthenie als neuer (Faulheits-) Krankheit vermochte sich Andreae allerdings nicht durchzusetzen, obgleich der Pädagoge durchaus für Lexikoneinträge und nachfolgende Studien in anderen Disziplinen einen wichtigen Referenzpunkt darstellte.⁴⁰ Dennoch suggerierte die Analogie zur Neurasthenie, dass Faulheit eine kollektive, um sich greifende und beschreibbare Zivilisationskrankheit sei. Die Antwort auf dieses Problem sah Andreae in einer »prophylaktischen Behandlung« gegeben, welche sowohl Maßnahmen der gesunden Ernährung als auch Spiele zur Erfahrbarkeit von Arbeitslust umfasste.⁴¹

Der Historiker Anson Rabinbach hat argumentiert, dass Gegenbilder zu einem arbeit-samen Leben bzw. einer durch Arbeit bestimmten Gesellschaftsordnung seit Ende des 19. Jahrhunderts durch den Bezug auf den Körper durchdrungen gewesen seien. Damit habe nicht mehr der (untätige und leistungshemmende) Müßiggang als zentrales beunruhigendes Element für die Arbeitsgesellschaft fungiert, sondern die Ermüdung.⁴² Laut Rabinbach »gibt [es] einen klaren Steigerungsverlauf von der ›kumulativen‹ Störung des Müßiggangs – von Max Weber diagnostiziert – zu der kumulativen Störung der Ermüdung: von der Schwäche des Geistes zu der Schwäche des Körpers.«⁴³ Diese Entwicklung bestätigen die Quellen keineswegs so eindeutig. Zum einen zeigt Andreaes Schrift, dass man in den Auseinandersetzungen mit Faulheit, Müßiggang oder Arbeitsscheu durchaus den Blick auf den menschlichen Körper richtete – gerade dann, wenn von ihnen als Krankheit die Rede war. Publikationen weiterer Akteure bekräftigen diesen Befund, wie im Folgenden deutlich wird. Zum anderen standen sich Ermüdungs- und Müßiggangsdiskurse nicht diametral gegenüber. Vielmehr schlossen Auseinandersetzungen über die Faulheit an Ermüdungs- und Nervositätsdiskurse an bzw. waren unmittelbar mit ihnen verschränkt.⁴⁴

Dass die Markierung von Faulheit oder Arbeitsscheu als Krankheit mit der Verbindung zur Neurasthenie gleichsam verstärkt wurde, lässt sich an weiteren Beispielen zeigen. Der Sozialdemokrat Edmund Fischer, der ein starkes Interesse für sozial Marginalisierte, wie Wanderer, Prostituierte oder Obdachlose, hegte, vertrat vehement die These, dass zahlreiche dieser Phänomene als krankheitsbedingt zu erachten und damit nicht korrigierbar seien. 1914 stellte er Überlegungen über die – für ihn per se arbeitsscheuen – Lumpenproletariat an und forderte deren generelle Unterbringung in psychiatrischen Anstalten. »Vagabunden

38 Rabinbach, *Motor Mensch*, S. 184.

39 Ebd., S. 199.

40 Ein direkter Bezug auf Andreaes Bulastheniebegriff findet sich bei: Hans Schmidkunz, *Einleitung in die akademische Pädagogik*, Halle 1907, S. 192. Der Autor zieht allerdings keinerlei Konsequenz daraus, sondern weist lediglich auf einzelne Textstellen bei Andreae hin, die die Themen Fleiß, Arbeitseinteilung und Leistung berühren.

41 Andreae, *Trägheit*, Zitat S. 212.

42 Rabinbach, *Motor Mensch*, v. a. S. 31–58.

43 Ebd., S. 344.

44 Nicht selten wurden Symptome der Müdigkeit oder Erschöpfung mit Faulheit – als mögliche langanhaltende Folge – in Verbindung gebracht. Siehe z. B. M. Hagenau, *Müde Kinder*, in: *Die Gartenlaube* (1905) 14, S. 256–259.

und Arbeitsscheue« bezeichnete er dabei als »zweifellos geistig nicht normale Menschen: Epileptiker, Neurastheniker, geistig Minderwertige.«⁴⁵ Deren Zustand sah er als nicht korrigierbar an. Diese Argumentation, die er unter anderem mit erbbiologischen Überlegungen des Psychiaters Karl Bonhoeffer⁴⁶ untermauerte, sollte dazu dienen, Arbeitsscheue perspektivisch aus der damals heiß debattierten Arbeitslosenversicherung⁴⁷ auszuschließen. Über diagnostische Sprache und eine zugespitzte Pathologisierung versuchte Fischer also, seinen politischen Standpunkt in einer spezifischen Sache zu untermauern.

Die Rolle von Pathologisierungen in sozialpolitischen Stellungskämpfen verdeutlicht ebenso ein Blick auf die seit den 1890er Jahren recht hitzig geführten Diskussionen über die sogenannte Rentensucht oder Rentenneurose. Hierbei wurden Personen, die infolge von Unfällen wegen traumatischer Neurosen krankgeschrieben worden waren, unter anderem verdächtigt, zu simulieren bzw. einem demonstrativen Kranksein zu frönen, um einer geregelten Tätigkeit zu entgehen und stattdessen Sozialleistungen zu beziehen.⁴⁸ Die Kritik an einer (bewussten) Pathologisierung des (eigenen) Nicht-Tätigseins diente in diesem Fall dazu, die Bismarck'sche Sozialgesetzgebung bzw. den Sozialstaat als solchen zu diskreditieren, denn letztlich wurde ihnen unterstellt, eingebildete Kranke zu produzieren.⁴⁹

Dass Edmund Fischer sich in seinen Überlegungen von 1914 pathologisierender Argumente bediente, um Arbeitsscheue und Vagabunden zu diskreditieren, ist auch insofern wenig verwunderlich, als sich die deutsche Sozialdemokratie mit Phänomenen wie Faulheit oder Arbeitsscheue grundsätzlich schwertat. Sinnbildlich dafür steht die Publikationsgeschichte von Paul Lafargues Schrift *Das Recht auf Faulheit. Widerlegung des ›Rechts auf Arbeit‹ von 1848*, in der der Schwiegersohn von Karl Marx die omnipräsente Arbeitssucht anprangerte, die alle Schichten und somit auch das Proletariat durchdringe. Dieser setzte er die Utopie einer faulen Gesellschaft entgegen, in der mehr als drei Stunden täglicher Arbeit, ja am besten Arbeit als solche verboten sein solle. Drei Jahre nach der französischen Erstveröffentlichung 1880 übersetzte Eduard Bernstein Lafargues provokanten Text und druckte ihn in der Zeitschrift *Der Sozialdemokrat* ab.⁵⁰ 1884 schließlich erschien der Text in der Bernstein'schen Übersetzung als Broschüre, noch 1966 wurde er in dieser Form neu aufgelegt.⁵¹ Dabei hatte Bernstein einige wesentliche inhaltliche Umdeutungen vorgenommen, indem er anstatt von

45 Edmund Fischer, Arbeitslosigkeit und Arbeitsscheue, in: Sozialistische Monatshefte 20 (1914) 4, S. 223–227, hier S. 225; ders., Die Wanderer, in: Sozialistische Monatshefte 20 (1914) 5, S. 308–314.

46 Zu Bonhoeffers Forschungen siehe: Beate Althammer, Pathologische Vagabunden. Psychiatrische Grenzziehungen um 1900, in: Geschichte und Gesellschaft 39 (2013) 3, S. 306–337.

47 Die deutsche Arbeitslosenversicherung wurde 1927 offiziell eingeführt, jedoch lassen sich die Debatten darüber bis Anfang des 20. Jahrhunderts zurückverfolgen. Siehe hierzu Sascha Münnich, Interessen und Ideen, Die Entstehung der Arbeitslosenversicherung in Deutschland und den USA, Frankfurt a. M. 2010.

48 Vgl. etwa: P. Schröder, Rentensucht und moralischer Schwachsinn, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 32 (1926), S. 1325–1327.

49 Zur Politisierung des medizinischen Nervendiskurses rund um die Begriffe »traumatische Neurose« und »Rentenneurose« siehe: Radkau, Zeitalter der Nervosität, S. 339–353.

50 Der Sozialdemokrat. Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie (1883) 51 – (1884) 5 (jeweils S. 2f).

51 Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit, aus dem Franz. von Eduard Bernstein, Hottingen-Zürich 1884; Paul Lafargue, Das Recht auf Faulheit & Persönliche Erinnerungen an Karl Marx, hg. von Iring Fetscher, Frankfurt a. M. 1966.

verinnerlichtem Arbeitswahn von äußerlich bedingter Arbeitspflicht sprach und Lafargues Forderung nach einem Verbot der Arbeit in die Forderung nach ihrer an den gesellschaftlichen Bedürfnissen orientierten Beschränkung ummünzte. Auch Lafargues Idee, Arbeit nur mehr als vergnügliche Würze der Faulheit beizubehalten, fand in der deutschen Übersetzung keinen Platz.⁵² Offensichtlich erwiesen sich der Arbeitsbegriff für die deutsche Sozialdemokratie als derart zentral und das Recht auf Faulheit – zumindest in Teilen – als so problematisch, dass Lafargues Text für Bernstein nur in dieser abgemilderten Form verdaubar erschien.

Doch zurück zu pathologisierenden Deutungen innerhalb der Beschäftigung mit Faulheit und Arbeitsscheu: Während Andreae und Fischer einerseits betonten, dass Faulheit oder Arbeitsscheu Krankheiten seien, tat andererseits bereits die Nähe zu Ermüdungs- und Nervositätsdiskursen ihr Übriges, zumal man dabei eben deren Popularität für die Beweiskraft der eigenen Argumente nutzte. Der schillernde Begriff der Neurasthenie erzeugte gleichsam einen Mehrwert, der darin lag, die kollektive Dringlichkeit und Bedrohlichkeit von Phänomenen wie Arbeitsscheu, Faulheit oder Müßiggang zu untermauern und gleichzeitig deren pathologische Disposition zu markieren – mit welchen Intentionen auch immer.

Solche Ansätze standen neben zahlreichen Deutungen von Arbeitsscheu, die keinerlei Bezüge zu medizinischen oder psychologischen Diskursen herstellten. Doch welche expliziten Gegenpositionen gab es zu jenen Interpretationen, die Faulheit und Arbeitsscheu als Krankheit begriffen und in die Nähe von (als modern gedeuteten) Ermüdungs- und Nervositätsphänomenen rückten?

Der Wille zum Nichtstun

Ausdrücklich gegen eine Pathologisierung von Faulheit argumentierte der Pädagoge Aloys Fischer.⁵³ 1912 veröffentlichte er einen Zeitschriftenartikel *Über die Faulheit*, der ähnlich breit rezipiert wurde wie die Schrift von Carl Andreae. Bei Fischer hieß es:

»Mag der Faulenzer sein, was er will, gewiß verstehen wir darunter zunächst nicht einen haltlosen Psychopathischen und Hysterischen. Faulheit ist nach der ursprünglichen Meinung, die diesen Begriff geprägt hat, kein pathologischer Tatbestand, keine Krankheit; wir kennen Faulheit in allen Spielarten und Graden; es gibt eine monströse Faulheit, aber wir meinen nicht, es dabei mit einem Zustand zu tun zu haben, der analog der Muskelschwäche oder der Tuberkulose ist.«⁵⁴

Damit plädierte Fischer für die Differenzierung von Faulheitserscheinungen und -ursachen. Selbst in ihrer extremsten Form betrachtete er Faulheit nicht als angeborene Schwäche oder ansteckende »Volkskrankheit«. Neben der Muskelschwäche und Tuberkulose diente ihm außerdem die Trägheit als Gegenbegriff, um Faulheit klar als nicht-pathologischen Zustand zu

52 Vgl. Ernst Benz, Materialien zu P. Lafargue. »Recht auf Faulheit«, Marburg 1973, S. 60–73; Manfred Koch, Faulheit, Zürich 2011, S. 34–36.

53 Fischer war seit 1910 Wissenschaftlicher Leiter des Pädagogisch-Psychologischen Instituts des Münchner Lehrervereins, hatte seit 1915 eine Professur für Psychologie und ab 1918 eine Professur für Pädagogik an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität inne und arbeitete insbesondere zu theoretischen Grundlagen von Bildung und Erziehung.

54 Aloys Fischer, Über die Faulheit: eine psychologische Analyse, in: Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Jugendkunde 13 (1912) 8, S. 507–516, hier S. 515. Damit hatte Fischer einen nahezu identischen Titel wie zuvor Andreae gewählt.

definieren.⁵⁵ Einerseits reagierte er hiermit direkt auf Andreae, der Faulheit weitgehend mit Trägheit gleichgesetzt und beide zur Willenskrankheit erklärt hatte.⁵⁶ Andererseits grenzte er Faulheit dadurch von jenen Krankheiten ab, die explizit den dysfunktionalen Körper in den Blick nahmen. Letztlich lief Fischers Argumentation darauf hinaus, sich für die aktive Überwindung von Faulheit auszusprechen, deren Erfolg er in der Selbsterziehung des Individuums begründet sah. Er appellierte damit an individuelle Verantwortlichkeiten.

Die Idee der individuellen Selbsterziehung wurde auch von anderen Theoretikern verfolgt, die oftmals von Ansätzen der Charakterologie beeinflusst waren. Die Charakterologie versuchte, vor allem Ansätze aus der Soziologie, den Arbeitswissenschaften und der Psychologie zu einer neuen Wissenschaft über den menschlichen Charakter zusammenzuführen. Sie vereinte von vornherein pathologisierende mit sozialpolitischen Erklärungsmodellen.⁵⁷ Vor allem seit den 1920er Jahren war in diesem Feld von Faulheit als einer aktiven Widerstandshaltung⁵⁸ die Rede – auch hier waren Ideen der individuellen Verantwortung prägend. Der Psychiater Erwin Wexberg beispielsweise betonte 1930, dass Faulheit – abermals im Gegensatz zu Trägheit – auf einer willentlichen Entscheidung beruhe. Er verstand Faulheit als aktives Phänomen. So schrieb er: »Faulheit entsteht nur dort, wo der Arbeitswille durch einen aktiven Widerstand, durch einen positiven Willen zum Nichtstun paralysiert wird.«⁵⁹

Die Rede vom Arbeitswillen erfreute sich in dieser Zeit eines großen Interesses. Bereits seit der Jahrhundertwende hatte sich die Förderung von Arbeitsfreude zum öffentlich diskutierten Thema entwickelt. Der dabei attestierten Krise versuchten Arbeitswissenschaftler sowie Arbeitgeber zunehmend dadurch zu begegnen, dass sie Strategien erdachten, die positive Arbeitsgefühle fördern sollten.⁶⁰ Damit geriet der Arbeitnehmer als »Willenswesen«⁶¹ in den Blick. Vor diesem Hintergrund ist auch Wexbergs Statement zur Faulheit zu verstehen. Es fügt sich in eine – auf den Arbeitsbegriff bezogene – Diskussion darüber, inwiefern Faulheit eine als passiv einzustufende Willensschwäche sei oder ob ihr eine aktive Entscheidung zugrunde liege. Es liegt nahe, dass gerade die Passivdeutung mit pathologisierenden Argumenten vereinbar war. In der Theorie kollidierte somit die Deutung von Faulheit und Arbeitsscheu als Krankheit einerseits mit der expliziten Betonung eines aktiven und individuellen Willens zum Nichtstun andererseits.

Zeitlich lässt sich eine Veränderung von auf den Körper bezogenen, pathologisierenden Erklärungen um die Jahrhundertwende hin zu auf den menschlichen Willen und das Individuum bezogenen Verantwortungsdiskursen ausmachen. Hier scheint sich zu bestätigen, was die Kulturhistorikerin Sabine Donauer mit Blick auf Leistungsdiskurse und die Erfindung der Arbeitslust herausgearbeitet hat: Die dabei zu beobachtende vermehrte Verwendung des

55 Aloys Fischer, Über die Faulheit: eine psychologische Analyse (Fortsetzung), in: Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Jugendkunde 13 (1912) 9, S. 545–561, hier S. 558f.

56 Andreae, Trägheit. Müßiggang erachtete Andreae als eine Form von Faulheit bzw. Trägheit, Arbeitsscheu als Kennzeichen des Faulenzers.

57 Zur Charakterologie im Überblick siehe: Heide Volkening, Robert Musils »Ein Mensch ohne Charakter« und die zeitgenössische Charakterologie, in: Jörn Etzold/Martin Jörg Schäfer (Hg.), Nicht-Arbeit. Politiken, Konzepte, Ästhetiken, Weimar 2011, S. 204–229.

58 Etwa auch: Georg Hirsch, Charakterologische Studien über die Faulheit, Halle 1931.

59 Erwin Wexberg, Über die Faulheit, in: Leonhard Seif/Lad. Zilahi, Selbsterziehung des Charakters, Leipzig 1930, S. 132–141, hier S. 141. Wexberg publizierte vor allem zur Individualpsychologie.

60 Sabine Donauer, Faktor Freude. Wie die Wirtschaft Arbeitsgefühle erzeugt, Hamburg 2015, v. a. S. 27–34.

61 Ebd., S. 104.

Willensbegriffs seit den 1920er Jahren ging zugleich damit einher, dass der Körper als Referenzpunkt allmählich an Bedeutung verlor.⁶² In den Erklärungen der Faulheit spiegelten sich offensichtlich die auf Arbeit, Arbeitslust und Arbeitswille bezogenen Debatten wider. Oder mit anderen Worten: ohne Arbeitswille kein Wille zum Nichtstun; ohne Fokus auf die körperliche Arbeitskraft keine rein körperlich bedingte Faulheit.

Freilich traten pathologisierende und willentheoretische Deutungen auch in Mischformen auf, so dass diese Entwicklungsthese in Anlehnung an Donauer nicht allzu statisch verstanden werden sollte. Dem *Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik* von 1904 etwa ist zu entnehmen, dass Faulheit einerseits damit zu bekämpfen sei, »den Willen zur Arbeit« durch erzieherische Maßnahmen zu fördern und solchermaßen »die Scheu vor der Arbeit in Lust zur Arbeit umzuwandeln«, dass jedoch »bei »inveterierter«⁶³ Faulheit auf pathologischer Grundlage diese erzieherischen Maßnahmen durch ärztliche Mittel zu verstärken [seien]. Ob [hier]bei [...] hypnotische Beeinflussung anzuwenden ist, bleibt dem Ermessen des Arztes anheimgestellt.«⁶⁴ Inwiefern Hypnose bei der Bekämpfung der Faulheit zum Einsatz kam, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber dieser Eintrag ist insofern interessant, als er sehr früh den Willensbegriff anführt, um Faulheit zu erklären. Er macht das pathologisierende Erklärungsmuster explizit als eines unter anderen aus und zeigt damit in gewisser Weise auch dessen Begrenzungen auf. Die Ärzte, denen dabei Entscheidungskompetenzen in Sachen Faulheitsheilung zugeschrieben wurden, waren nicht immer glücklich mit dieser Rolle. Ein Mediziner aus Heidelberg wusste 1931 zu berichten, dass für ihn »seit Jahren kein Augenblick so belastend und erregend [sei] wie der, in dem bei der Entlassung eines Patienten das Wort arbeitsfähig oder nichtarbeitsfähig fällt.«⁶⁵ Er begründete dieses Bekenntnis vor allem mit den schwierigen Verhältnissen auf dem aufgrund der Weltwirtschaftskrise gebeutelten Arbeitsmarkt, die ihn nicht selten in die Rolle versetzten, als arbeitsfähig eingestufte Menschen direkt in die Arbeitslosigkeit zu entlassen oder »als ein verlängerter Arm des Staates und der Gesellschaft zum Regulator ungeheurer Ausgaben zum Zwecke der Sozialpolitik« zu werden.⁶⁶ Dies verdeutlicht zugleich, dass Krisenzeiten nicht gleichsam automatisch eine Bekräftigung oder Ablehnung von Pathologisierungen nach sich zogen.

Eine Mischung aus pathologisierenden Erklärungen und auf das Individuum bezogenen Verantwortungsdiskursen bot auch Georg Hirsch in seiner 1931 veröffentlichten Dissertation mit dem Titel *Charakterologische Studien über die Faulheit*. Er sprach zwar von einer »zusammenhängenden Masse der Faulen«,⁶⁷ die zunehmend die deutschen Städte bevölkere, warnte jedoch ausdrücklich davor, Faulheit einseitig als kollektive Krankheit zu definieren. Stattdessen wies er darauf hin, dass die Verbindung zwischen Faulheit und Gemeinschafts- sowie Gesundheitskonzepten nicht zwangsläufig gegeben, sondern historisch gewachsen sei. In seiner Untersuchung, für die er Fürsorgeakten, Informationen von Pädagogen und Materialien aus Kliniken für Geistes- und Nervenschwache heranzog, leitete er aus 39 Einzelfällen drei Typen des Faulseins ab: »die psychische Widerstandshaltung des opponierenden Faulen,

62 Ebd., v. a. S. 102f.

63 Im medizinischen Vokabular für »lange bestehend, veraltet, verschleppt«. <https://www.gesundheit.de/lexika/medizin-lexikon/inveteriert> (letzter Zugriff 21.3.2018).

64 Siebert, *Faulheit (Arbeitsscheu)*, S. 786.

65 Viktor von Weizsäcker, Über den Begriff der Arbeitsfähigkeit, in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 57 (1931) 39, S. 1653–1657, hier S. 1653.

66 Ebd.

67 Hirsch, *Charakterologische Studien*, S. 9. Arbeitsscheu sah Hirsch als schwere Form von Faulheit an (ebd.).

die psychische Sättigungshaltung des satten oder geruhsamen Faulen und das psychische Sichfallenlassen des resignierten Faulen.«⁶⁸ Solche Faulheitstypen zu bilden, war nichts Ungewöhnliches und findet sich auch in den anderen bereits genannten Schriften. Hirsch ordnete jedoch nicht einen dieser Typen dem Krankheitsbereich zu, geschweige denn alle drei, sondern erkannte zunächst einige wenige Fälle »krankhafter Faulheit«, die quer dazu lägen, um schließlich festzuhalten, dass insbesondere die *Faulheit als Widerstandshaltung* im Grenzgebiet zwischen Gesundheit und Krankheit zu verorten sei.⁶⁹

Der Handbucheintrag und Hirschs Ausführungen verdeutlichen für den Beginn des 20. Jahrhunderts wie für die 1930er Jahre, dass körperbezogene, pathologisierende Deutungen willentheoretische, auf individuelle Verantwortlichkeiten zielende Ansätze nicht prinzipiell ausschlossen, auch wenn ein sanfter Wandel von den einen zu den anderen zu beobachten ist. Dabei lässt sich anhaltend eine grundsätzliche Aufmerksamkeit für Arbeitsscheue und Faule ausmachen. So wie das Thema nicht in medizinische Zuständigkeitsbereiche hineinwanderte, nahm das pädagogische, psychologische oder sozialpraktische Interesse nicht ab. Befördert wurde dieses Interesse dadurch, dass Phänomene des Nichtstuns fortwährend beunruhigten. Insbesondere der Begriff der Arbeitsscheue blieb schwammig und wenig eingrenzbar, was einige Behörden bzw. Akteure – auf der Suche nach konkreten Zahlen – hin und wieder verzweifeln ließ.⁷⁰ Arbeitsscheue wurde immer auch im Verborgenen vermutet. Der Erste Weltkrieg, der unter anderem das Ende des (weitaus öffentlichkeitswirksameren) Neurastheniediskurses einläutete,⁷¹ tat den Überlegungen über die unliebsamen Nichtstuer keinen Abbruch. Sofern Pathologisierungen ins Spiel kamen, lag der Fokus dabei stets auf den (kranken oder krankheitsbedingten) Ursachen des Nichtstuns. Kaum in den Blick gerieten mögliche gesundheitliche Folgen.⁷²

69

Heilung, Erziehung oder Disziplinierung?

Mit der Stellungnahme zu Ursachen von Arbeitsscheue oder Faulheit fand zugleich immer auch eine Positionierung zum (wie es zeitgenössisch meist hieß) pädagogischen Umgang mit Faulen oder Arbeitsscheuen statt. Pathologisierungen konnten dabei für denkbar unterschiedliche Ableitungen herhalten. Während die einen daraus schlussfolgerten, dass Nichtstuer unerziehbar seien und deswegen z. B. in psychiatrischen Anstalten verwahrt werden sollten,⁷³ diente die pathologisierende Argumentation anderen dazu, für deren Heilung durch Arbeitszwang zu plädieren.⁷⁴ Manche leiteten aus der Pathologisierung des Nichtstuns die Forderung nach einer prophylaktischen Behandlung ab, die eine Ermutigung des Einzelnen in seinem Tun, eine Wertschätzung von Werkzeug und Maschine sowie eine gute Ernährung beinhalten und darüber die Arbeitslust fördern sollte.⁷⁵ Einige setzten auf »beratende

68 Ebd., S. 93.

69 Ebd., S. 60

70 Siehe etwa: Schreiben Muensterberg an Lohse, 14.1.1909, Staatsarchiv Hamburg, 351-2II_145.

71 Radkau, Zeitalter der Nervosität, v. a. Kap. 5.

72 Auseinandersetzungen über pathologisierte Ursachen und Folgen zugleich prägen z. B. die aktuelle Debatte über das Phänomen des *Boreout*. Als erste deutschsprachige Publikation, die den Begriff bekannter machte, siehe: Philippe Rothlin/Peter R. Werder, Diagnose Boreout. Warum Unterforderung im Job krank macht, Heidelberg 2007.

73 Fischer, Arbeitslosigkeit und Arbeitsscheue; ders., Die Wanderer.

74 Wagner-Jauregg, Die Arbeitsscheue.

75 Andreae, Trägheit.

Hilfe« und die Schaffung einer sinnvollen und schöpferischen Arbeitsumgebung, um Faule in ihrer Selbsterziehung zur Arbeit zu stärken.⁷⁶ Wieder andere forderten einen sensibleren Umgang mit kranken Faulen und hoben deren Schuldlosigkeit an ihrer Situation hervor. Als beispielsweise Otto Lohse, Direktor des öffentlichen Armenwesens in Hamburg, 1909 mit Verweis auf den hohen Grad von Alkoholismus unter Müßiggängern bzw. Arbeitsscheuen auf deren strikte Unterbringung in Arbeitshäusern insistierte, forderten seine Gegner, die die Diskussion zu einer »Art Weltanschauungsfrage« erklärten, Alkoholismus als Krankheit zu verstehen und trunksüchtige Müßiggänger entsprechend zu behandeln – nämlich nach fürsorglichen Grundsätzen und nicht mit Zwangsmitteln.⁷⁷ Letztlich konnte sich Lohse mit seinem Plädoyer für einen Arbeitszwang in entsprechenden Anstalten durchsetzen. Dennoch bleibt festzuhalten, dass einige an der Diskussion beteiligte Personen den Verweis auf Alkoholismus als Krankheit dazu nutzten, gegen eine Erziehung von Müßiggängern durch Arbeit zu argumentieren.⁷⁸

Hier begegnen uns also Ableitungen und Disziplinierungsideen unterschiedlicher Couleur. Es lässt sich dabei keineswegs eine direkte Linie von Pathologisierungen zu radikaleren Disziplinierungspraktiken (wie z. B. Arbeitszwang) ziehen. Wie umgekehrt die Argumente gegen eine Pathologisierung von Arbeitsscheu oder Faulheit nicht zugleich damit einhergingen, integrative Ideen für den Umgang mit den Betroffenen zu vertreten.

In Forschungen zur Regulierung von Arbeit und Nicht-Arbeit sind Pathologisierungen oft mit einer obrigkeitlichen Sozialdisziplinierung und Kriminalisierung gleichgesetzt worden.⁷⁹ Nicht selten laufen entsprechende Darstellungen auf die Rolle erbbiologischer Deutungen im nationalsozialistischen Umgang mit sogenannten Asozialen und Arbeitsscheuen zu.⁸⁰ Dabei erzählen sie oftmals die Geschichte einer sukzessiven Radikalisierung, die maßgeblich durch pathologisierende Deutungen forciert worden sei. Eine solche Geschichte lässt sich für die Wahrnehmung von und den Umgang mit Phänomenen des Nichtstuns jedoch nicht bestätigen, im Gegenteil: Während sich z. B. erbbiologische Deutungen bereits in frü-

76 Vgl. Hirsch, *Charakterologische Studien*, S. 134–149. Als Beispiel für die Bedeutung der Selbsterziehung in der Charakterologie vgl. auch Otto Gramzow, *Charakter*, in: *Die Gartenlaube* (1917) 27, S. 547f. Dies schlägt eine Brücke zum zunehmend aufkommenden Konzept der Beratung.

77 Deutscher Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit (Hg.), *Zwangsmaßregeln gegen Arbeitsscheue*. Zitat: Stadtrat Samter (Charlottenburg), in: *Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der 29. Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit*, in: *Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit*, Heft 90, Leipzig 1909, S. 18.

78 Aus der Verbindung zwischen Alkoholismus und dem Nichtstun wurden generell unterschiedliche Schlüsse gezogen. Die deutsche Sozialdemokratie, die Alkoholismusfragen breit diskutierte, da für sie damit Fragen von Arbeit und Arbeitsfähigkeit verbunden waren, sah eine veränderte Freizeitgestaltung inklusive Kneipenverboten als Lösung an. Willy Hellpach, der später der DDP beitrug, aber in seinen jungen Jahren in den *Socialistischen Monatsheften* veröffentlichte und sich als Psychologe u. a. mit Hysterie und Nervosität befasste, konstatierte 1903, dass »die völlige Umgestaltung unserer Musse« das geeignete Mittel sei, »den Alkoholismus zu unterbinden.« Willy Hellpach, *Zur Logik der Socialpathologie*, in: *Socialistische Monatshefte* 9 (1903) 7, S. 503–510, hier S. 506.

79 So etwa bei: Helmstetter, *Austreibung der Faulheit*.

80 Auch Franziska Schlepner, »Arbeitsscheu Reich«. *Die Sonderaktion der Geheimen Staatspolizei im April 1938. Ursachen. Motive. Planung – und deren Umsetzung im Regierungsbezirk Mainfranken, Würzburg 2014*, S. 63 spricht von einem steigenden Einfluss der Medizin, Psychologie und Eugenik im Zusammenhang mit dem Begriff Arbeitsscheu seit der Jahrhundertwende und leitet damit direkt zur Radikalisierung der Asozialenverfolgung im Nationalsozialismus über.

hen Analogien zur Neurasthenie finden, lässt sich für Anfang der 1930er Jahre wiederum die explizite Ablehnung pathologisierender Deutungen nachweisen. Gerade der stattdessen in Anschlag gebrachte Begriff des Willens erwies sich zudem als durchaus anschlussfähig für die nationalsozialistische Ideologie, folgte doch unter anderem auch die Formel »Erziehung zum Arbeitswillen«⁸¹ der Vorstellung, der Einzelne sei für seine Einstellung zur Arbeit – und im Umkehrschluss zur Nicht-Arbeit – verantwortlich.

Zweifelsohne radikalisierten die Nationalsozialisten den disziplinierenden Umgang mit Arbeitsscheu und Faulheit hin zur Verfolgung und Vernichtung. Insbesondere bei der Erfassung und Vernichtung sogenannter Asozialer spielten Versuche, soziale Zuschreibungen zugleich biologistisch oder medizinisch zu erklären und pathologisierendes Vokabular entsprechend auszuweiten, eine wesentliche Rolle.⁸² Dennoch ist daraus nicht gleichsam automatisch abzuleiten, dass die 1890er bis 1930er Jahre hierfür eine geradlinige Vorgeschichte bilden – zumindest nicht, wenn man nach der Rolle pathologisierender oder medikalisierender Deutungen für disziplinierende Praktiken fragt. Wie gesagt: Aus der Klassifizierung von Arbeitsscheu oder Faulheit als Krankheit leiteten die einzelnen Akteure in diesem Zeitraum denkbar Unterschiedliches ab. Dabei trugen Pathologisierungen durchaus dazu bei, Phänomene des Nichtstuns als gesellschaftliche und kollektive Probleme zu verstehen und damit zusätzlich normativ aufzuladen.

Fern aller Argumente für und wider die Pathologisierung von Arbeitsscheu und Faulheit bestand ein zeitübergreifender Konsens, dass es gesellschaftlich notwendig sei, eine Wertschätzung von Fleiß und Tüchtigkeit zu fördern. Otto Gramzow, Philosoph an der Humboldt-Akademie in Berlin, brachte dies 1917 mit folgenden Worten auf den Punkt: »In der Hingabe an die Trägheit liegt das Glück nicht [...]. Glück ist Schaffen.«⁸³ Der grundsätzliche Disziplinierungsgedanke, der sich mit dem Komplex Nichtstun und Arbeit verbindet, bedurfte somit gar nicht zwingend einer Klassifizierung von Faulheit oder Arbeitsscheu als Krankheit. Ohnehin: Gesundheit ist mehr als die Abwesenheit von Krankheit. Deswegen trugen willenstheoretische genauso wie pathologisierende Deutungen in all ihren Widersprüchlichkeiten zur Konstruktion der arbeitssamen, funktionierenden und in diesem Sinne gesunden Gesellschaft bei.

81 Zur Deutschen Arbeitsfront (DAF) und der von ihr propagierten »Erziehung zum Arbeitswillen« siehe: Rüdiger Hachtmann, Arbeit und Arbeitsfront, in: Marc Buggeln/Michael Wildt (Hg.), Arbeit im Nationalsozialismus, München 2014, S. 87–106.

82 Dietrich Kalkan, »Schwachsinn jeder Ursache«. Über die normierende Macht soziopathologisierender Denkweisen, in: Anne Alex/ders. (Hg.), ausgesteuert – ausgegrenzt ... angeblich asozial, Neu-Ulm 2009, S. 161–178.

83 Otto Gramzow, Erziehung zum Glück, in: Die Gartenlaube (1917) 5, S. 106–108, hier S. 106. Dass der Glücksbegriff – anders als in der Gegenwart – zeitgenössisch unmittelbar an die Ablehnung von Müßiggang und die Erziehung zur Arbeit gebunden war, verdeutlicht auch: Carl Hilty, Glück, Bd. 1, Leipzig 1890.